

Dortmunder Tageblatt

Erstein täglich
mit Ausnahme der Sonn- und gesetzl. Feiertage.

Abonnementspreis
frei ins Haus, mit der täglichen Unterhaltungsbeilage
und dem 4. beiliegenden illustrierten Sonntagsblatt 60 Pf.
pro Monat, durch die Post bezogen für 3 Monate 1.60 Mk.

Rotationsdruck nach Bedarf, sowie für die Inserate
verantwortlich: Viktor Schöngier, Dortmund.

verbunden mit dem
Lokal-Anzeiger für Dortmund u. Sörde
und der täglichen Unterhaltungsbeilage sowie der illustrierten Sonntagsbeilage.

Expedition: Dortmund, Prinzenstraße 9-11. — Fernsprech-Anschluß Nr. 3299.

Inserate
die 4 gepaltene Kolonnen oder deren Raum 25 Pf.
Beilagen nach Vereinbarung.
Bei umfangreicher Beilegung der Inserationsgebühren durch
Stapel oder Kontokorrentverfahren wird der Rabatt dimittiert.
Für die Redaktion verantwortlich:
Max Sonnemann, Dortmund.

Nr. 29.

Dortmund, Freitag, den 4. Februar 1910.

| 27. Jahrg.

Erstes Blatt.

Der „unbedingte“ Gehorsam.

In jeder einigermassen gut geführten Kompagnie
steht der Chef dafür, daß den Mannschaften in den
Unterrichtsstunden klar gemacht wird, daß der „un-
bedingte“ Gehorsam seine Grenze hat, daß ein zum
Verbrechen oder Vergehen (Mißhandlung) aufgefor-
deter Untergeordneter seinem Vorgesetzten zu sagen die
Pflicht hat: „Das darf ich nicht tun!“
Es soll ja noch Truppenteile geben, in denen sol-
che Fragen zu erörtern vermieden wird. Grund ist
die gefürchtete Aufklärung der Untergebenen, die da-
raus den Mut zu Beschwerden und Klagen nehmen
können. Auch gibt es an vielen Stellen noch für
kaltlos, die richtige Kenntnis dieser Welt nicht ge-
genüber aber ist es, den Glauben zu erwecken, als könne
ein Soldat auch seinem obersten Kriegsherrn gegen-
über in eine Lage geraten, die ihm zur Pflicht macht,
in dienstlich befehlender Form seinen Gehorsam zu
verweigern.

Der „Fall Oldenburg“ wird die Armee nötigen,
sich näher mit Oligem zu beschäftigen, und es wird
kaum mehr möglich sein, die hohe Unwissenheit, wie
sie der ehemalige Leutnant von Oldenburg aus seinem
Militärverhältnis mit ins Leben — ja sogar in
den Reichstag — gerettet hat, aufrecht zu erhalten.
Zu fordern ist angeht die Ungeheuerlichkeit
des jüngerlichen Auspruchs, daß vor allem das Of-
fizierskorps auf die notwendige Kenntnisnahme des
Militärstrafgesetzbuchs hingewiesen wird.
Die Herren Kommandeure muß man strengstens
helfen verantwortlich machen, daß solche Unwissenheiten
auch unter den Landwehr- und Reserveoffizie-
ren gelegentlich der Übungen ausgetrieben werden.

Zur Begründung des Nachstehenden:
Der § 47 des Militärstrafgesetzbuchs lautet:
„Wird durch die Ausführung eines Befehls in
Dienstsachen ein Strafsatz verletzt, so ist dafür der
befehlende Vorgesetzte allein verantwortlich. Es
trifft jedoch den gehorchenden Untergebenen die
Strafe des Teilnehmers.“

1) Wenn er den ihm erteilten Befehl überschrit-
ten hat oder
2) Wenn ihm bekannt gewesen, daß der Befehl
des Vorgesetzten eine Handlung betraf, die ein
bürgerliches oder militärisches Verbrechen
oder Vergehen begünstigt.“

Der § 81 des Militärstrafgesetzbuchs bestimmt fer-
ner in seiner Ziffer 2:
„Wer es unternimmt, die Verfassung des Deut-
schen Reiches oder eines Bundesstaates oder die
in demselben bestehende Thronfolge gewaltsam
zu ändern, wird wegen Hochverrats mit lebens-
länglichem Zuchthaus oder lebenslänglicher Fest-
ungshaft bestraft.“

Die Kinder des Sträflings.

Roman von A. Sinowat.

15

Doras Herz schlägt heftig und bang. O, sie ist nicht
so kindlich und blind, wie Lidia meint. Sie versteht
recht gut, worauf deren sonderbare Reden hindeuten,
und ein tiefes Mitleid mit dem armen reichen Mäd-
chen, dem der Vater alles gibt und gewährt, wonach
es verlangt, bis auf das eine, das allein Leben und
Selbstheit für sie bedeutet, erfüllt sie. Wie gern möchte
sie Lidia helfen, wenn es in ihrer Macht stünde.
Wie Lidia jenen Nikolai Rawalski lieben muß, weil
sie so bitter um ihn leidet. Und ob Liebe immer nur
bestimmt ist, Leiden zu bringen? Dora stellt sie sich
vor als etwas unendlich Beglückendes, oder zum min-
desten hat sie sich bisher so vorgestellt. Aber frei-
lich, sie kennt die Liebe auch nicht. Wirklich nicht? Nein,
nein, nein! Spricht sie zu sich selbst. Ich kenne sie nicht.
Ich will nur die kennen, welche Segen bringt, nicht aber
Leiden, welche Zwietracht in die Familien trägt und Ge-
fährden von Kindern scheidet. Und weil ich von dieser
nichts wissen will, darum weiß ich auch von der gan-
zen, vielbesungenen, hochgepriesenen Liebe nichts.
Durch das winzige Fensterchen der Kammer scheint
der Vollmond. Seine Strahlen treffen den Ring an
ihrem Finger und lassen den Rubin blutrot leuchten.
Dem deutschen Mädchen scheint er ein Symbol
jener Liebe, von der es nichts wissen will, jener Liebe
die Leid und Zwietracht statt Freude bringt.

Dora liegt noch in tiefem Schlaf, als Lidia sich
am nächsten Morgen, ihrer Gewohnheit entgegen, früh-
zeitig schon erheben hat. Die Damen haben sich jede
einen Koffer mit einem Morgenkleide und einer Ta-
schenuhr mitgenommen, da ihre Reisezüge durch
die weite Fahrt leiden müssen. In Sibirien hält man
aber auf elegante Toilette. Lidia in einem weißwollen-
nen, spitzenbesetzten Neglige, mit den unvermeidlichen
Juwelen behängt, sieht wunderlich aus und das fin-
det auch Julius Berger, als er sie im Türhaken des
Wohnzimmers erblickt, in dem er sich zur Zeit mütter-
lichen Besuchs befindet.
„Stehen Sie morgen nicht zu spät auf, Julius Be-
rowitsch!“ hat sie am Abend zuvor zu ihm gesagt.

Und der § 82 schreibt vor:

„Als ein Unternehmen, durch das das Verbre-
chen des Hochverrats vollendet wird, ist jede
Handlung anzusehen, durch die das Vorgehen un-
mittelbar zur Ausführung gebracht werden soll.“
Der Leutnant des Herrn von Oldenburg“ würde
also sitzen müssen. Auch die zehn unglücklichen
Mann, die ihm dabei geholfen.

So steht also die „Oldenburgische Disziplin“ mit
der Rechtslage nicht im Einklang. Und wenn der
Fahnenknecht auch nur von den Pflichten gegenüber
dem Landesherren handelt, so ist doch immer zu be-
achten, daß der Fahnenknecht dem Kaiser als „Repräsen-
tanten des Staates“, nicht seiner „Person“ gefolgt
wird. Ebenso, wie der Kaiser nicht kraft eines Pri-
vatrechts Herrscher ist, sondern kraft des Verfassungs-
gesetzes oberstes Staatsorgan.

„Der kaiserliche Oberbefehl äußert sich“, wie die
„Nat.-Ztg.“ richtig ausführt, einmal in der Armee-
verordnung und ferner in dem Armeebefehl. Die
Armeeverordnung beruht wie jede andere kaiserliche
Verordnung schließlich auf der Regierungsgewalt des
Kaisers. Sie muß gegengezeichnet werden und cha-
rakterisiert sich schon dadurch als ein gewöhnlicher
Staatsakt.“ Der Armeebefehl hingegen beruht
auf der Kommandogewalt, die als eine beson-
dere Gewalt aus dem allumfassenden Herrscheramt
des Reiches ausgeschieden ist, kraft besonderer Anord-
nung der Verfassung dem Kaiser zugeht und der Ge-
genseitigkeit nicht bedarf. Der Artikel 64 der Ver-
fassung kennzeichnet den Armeebefehl wie folgt: „Alle
deutschen Truppen sind verpflichtet, den Befehlen des
Kaisers unbedingte Folge zu leisten.“ Diese Verpflich-
tung ist in den Fahnenknecht aufzunehmen.“ Diese auf-
fallend schneidige Formulierung des Armeebefehls ist
aber lediglich aus Zweckmäßigkeitsgründen erfolgt,
da bei unmittelbaren militärischen Aktionen vor allem
auf dem Schlachtfeld, eine straffe Zuchtgewalt un-
bedingt erforderlich ist, und unmöglich bei jeder Ent-
scheidung die ministerielle Gegenseitigkeit erst abge-
wartet werden kann.

Im übrigen ist es in der staatsrechtlichen Litera-
tur unbestritten, daß auch die Kommandogewalt genau
wie die Regierungsgewalt des Kaisers lediglich in
Ausübung der einheitlichen Staatsgewalt ist, als deren
Träger hier der Kaiser erscheint. Mithin ist die ge-
samte Tätigkeit des Kaisers als oberster Befehlshaber
als Staatsaktivität aufzufassen und nicht als pri-
vate Betätigung.“

Den Januschauser Junker, den seine sehr kurze
Offizierslaufbahn so oft ganz erschreckend ausfüllt,
möchten wir schließlich darauf hinweisen, was ihm
selbst nach seiner Auslegung der „Disziplin“ gesche-
hen könnte. Das „Welt. Tagebl.“ bemerkt, daß fol-
gerichtig der König von Preußen auch jeden Augenblick
imstande sein müßte, zu einem Leutnant zu sagen:
„Nehmen Sie zehn Mann und lassen Sie den Jun-
ker von Januschaus totschießen.“
Hoffentlich tut das der König von Preußen nicht,

auch nicht wenn der Herr von Oldenburg weiterhin
zu „Staatsstreichen“ auffordert, ermäßigt wenigstens
die schwere Strafe und läßt ihm, wie in den Zeiten
des Meinherrschers Harun al Raschid, nur fünf-
undzwanzig Tagedeck aufhängen.

Deutsches Reich.

Mittelstand und Hanfa-Bund.

Nachdem der Hanfabund die Frage der Abhilfe
der mittelmäßigen Kreditnot in Bearbeitung genom-
men hat, wurde in der letzten Präsidialkammer die Ver-
anstellung eines Preisauschreibens über praktisch durch-
führbare Mittel zur Hebung des Mittelstandes beschlos-
sen. Die Einzelfragen werden demnächst besonders ver-
öffentlicht werden.

Die Agrarier

Wollen den Fürsten Bälows nicht gestört haben, auf
einer Bänderverammlung in Bunsau machte Herr
Dr. Dieblich Bahn geheimnisvoller Andeutungen, daß
im Gegenteil die Bund der Landwirte sich alle Mühe
gegeben habe, den verlassenen Reichsanwalt, dem sie
allerdings zum großen Dank verpflichtet waren, zu
halten. Er erklärte nämlich nach dem Bericht der „D.
L.-Z.“ (1.2.):

„Wenn ich ermächtigt wäre, aus den engeren Kreisen
zu erzählen, so würden sie sehen, daß wir im Bun-
de der Landwirte sogar alles getan haben, was wir ver-
mochten, um den Fürsten Bälows im Amt zu erhalten.“
Fürst Bälows hat andererseits öffentlich erklärt, daß
das Verhalten der Agrarierorganisation bei der Reichs-
finanzreform sein Verbleiben im Amt umwandelbar gemacht
habe. Wer hat nun recht? Vielleicht läßt der wich-
tigste Herr Dr. Bälows gelegentlich etwas den Schieles
von diesem angeblich zugunsten der Amtserhaltung des
Fürsten Bälows getanen Schritten der Agrarier.

Herr Dr. Bälows enträtelt sich in dieser Versammlung
auch, daß die Freilassung in Ermangelung besserer Grün-
de uns immer noch das Wort von der „aräßlichen
Flekt.“ vorbehalten, daß ich bei einem bestimmten An-
lass mit Rücksicht auf eine bestimmte Vorlage gesagt ha-
ben soll. — Soll? Herr Dr. Bälows hat das Wort bis-
her nie abgegeben. Jetzt will er mit einem Male ein
müßiges Dunkel über die Autorität verbreiten, um
ebl der nächsten Gelegenheit vollständig in aller Ge-
meinschaft zu erklären: Ich heiße Bälows, ich weiß von
nichts.

Der Streit um das Eosin.

Der Minister für Handel und Gewerbe gibt seit den
Jut resistent bekannt, daß die Eosinmenge in der zum
Denaturieren der Gerste bestimmten Farblosigkeit vor-
an um 20 Prozent herabgesetzt werde. Bezüglich der
Klagen über die Verunreinigung der Schiffsräume be-
merkt der Erlaß des Ministers, daß diese in Zukunft
infolge der zunehmenden Gefährlichkeit der Zoll-
stellen im Hafen an Berücksichtigung verlieren wird. Die
rote Farbe der Schiffsräume, in denen mit Eosin ge-
färbte Gerste verladen wird, lasse sich zwar durch Waschen
mit heißem Wasser und Schmirgelpapier nicht ganz beseitigen,
wobei aber auch die Farbe auf andere in denselben
Schiffsräumen verladene Waren nicht übertrage. Im
übrigen seien Ermittlungen angestellt, um ein Mittel

zu finden das der Eosinlösung beigemischt, die Ueber-
tragbarkeit dieses Stoffes auf Schiffsräume
bezw. auf Mahlgänge völlig ausschließt.

Junkerliche Ueberhebung.

Dies von Gottberg hat im „Tagebl.“ ein
neuen Artikel über „Polarschwinder“ geschrieben
und sich darin recht abfällig über die gesamte „Junk-
der Reichswehr“ und Forscher geäußert. Mit
einer geradezu ungeheuerlichen Keckheit bezeichnet die-
se „Blüte edelsten Geschlechtes“ den Stand der
Forscher von vornherein als minderwertig ge-
genüber dem Offiziersstand. Er behauptet nämlich
dreist und gottesfürchtig:

„Der Stand der Forscher ist doch kein geschlossener,
für Ehre und Wahrheitsliebe seiner Angehörigen
irgendwie verantwortlicher. Es gehören ihm
Männer mit weicher Weste und hohem Verstand,
aber auch schäbige Glücksritter an. Ganz anders
klingt es ja, wenn Peary sagt, er sei am Pol ge-
wesen. Er ist Offizier und für seine Expedition nur
beurlaubt. Er hat nach jeder Heimkehr in Washin-
ton seinen Vorgesetzten dienstlich Meldung über das
von ihm Erreichte zu machen. Darum mögen wir
ihm glauben. Die Gesamtheit des Standes, dem
er angehört, muß für die Richtigkeit seiner Mel-
dungen und Angaben bürgen.“

So? Da ist ja eine wundervolle Argumentation.
Demnach hätte also das gesamte Offizierskorps
wohl auch für solche nette Kulturpflanzen wie die
Strafen Lysar und Hohenau schon aus Solidarität-
gefühl Sympathieerklärungen erteilen müssen.
Herrn von Gottberg scheint jedes Gefühl dafür abga-
hen, wie sehr er seinen eigenen Stand durch eine
solche lächerliche Argumentation herabsetzt.

Die Koburger Stiftung Leopolds II.

Unverwartet hat die Streitfrage um die Erbhaft
König Leopolds einen politischen Anstrich bekommen.
König Leopold hat nicht die familiären Beistand der
mit der Uebernahme des Kongostaats aufgestellten Kron-
domäne an Belgien abgegeben, sondern hieron nam-
hafte Werte für sich zurückbehalten, die er dann weiter
der Koburger Stiftung, der Societe des Eites und
der Societe de la Cote d'Azur überwiesen hat. Die-
se Beistand wurden in dem Verzeichnis, das bei der Ue-
bergabe angefertigt wurde, verzeichnet. — Auch wenn
man zugiebt, daß die Belagerte nicht selbstschüt-
tet, so bleibt doch die Tatsache bestehen,
daß Leopold 2. bei einer so wichtigen Staatshandlung
wie der Uebergabe des Kongostaats eine absichtliche
Täuschung begangen hat. Ob man diese Täuschung mit
dem Grundbegriff „der Zweck heiligt die Mittel“ ent-
schuldigen kann, wollen wir dahingestellt sein lassen.
Daher jedenfalls der belgische Staat die vom König zu-
rückbehaltenen Werte jetzt für sich in Anspruch nimmt,
wurde schon berichtet und, wie verlautet, werden die
Erben dieser Forderung nicht entgegenreten.

Das Kaufmännische in der Verwaltung.

Mit der Vereinfachung des behördlichen Verwal-
tungsbetriebes nach kaufmännischem Muster ist die Stadt

verflegte Schreiben. „Lesen Sie die Adresse“, sagt sie
ruhig.

„An Fräulein Tatiana Wenzelawna Welschanski,“
liest er. „Wer ist die Dame?“

Lidia zuckt die Achseln. „Lieber Gott, meine Freun-
din! Ich darf nicht offen mit ihr verkehren, da Papa
mit ihrem Vater verfeindet ist, ich aber frage mich dem
Zwange nicht, denn ich liebe sie mehr als sonst einen
Menschen auf der Welt. Wir konnten uns schon als
Kinder dazumal, als Gregor und ich noch bei unserer
Großmutter in Petersburg lebten. Dann kam ich zu mei-
nen Eltern und ihr Vater wurde als Direktor einer
unserer Strafkolonien nach Sibirien verlegt, aber bald
darauf trafen wir uns wieder im Pensionat Petrus-
wo wir beide erzogen wurden. Als ich später ins Ci-
ternhaus zurückkehrte, waren unsere Eltern bereits ver-
feindet, und wir durften uns nur noch heimlich sehen.
Wenn ich einmal wieder gern mit ihr zusammen sein
wollte, so mußte ich eine Besuchskarte zu einer an-
deren Freundin vorschicken. Sie gut erzogener Jüngling.“
fährt Lidia spöttisch fort, „erachtete es wahrscheinlich für
höchst verwerflich, daß ich hinter meines Vaters Rücken
einen ihm mißliebigen Verkehr fortsetze, aber, lieber
Himmel, was wollen Sie? Soll ich mir von meinem
Vater selbst diese farge Freude rauben lassen? An ich
ist diese Freundschaft doch kein Unrecht, das müssen
Sie mir selbst zugestehen.“

Julius hörte die Erklärung mit seltsam gemischten
Empfindungen an. Was Lidia da sagt, dünkt ihn in
Anbetracht ihres und Herrn Wengowos Charakter, sel-
neswegs unwahrscheinlich und doch ist etwas in ihm,
was ihn mit Widernatzen gegen das schöne Mädchen
erfüllt. Er denkt an die Gefährlichkeit mit dem Schlitzen,
den er für sie mieten mußte, diese Gefährlichkeit be-
deutet er noch immer im Dunkel tappt. Lidia hat ihm
auf sein Drängen wiederholt versprochen, ihm zu sa-
gen, wie die Sache zusammenhängt, aber sie ist ihm eine
bedrückende Antwort beschönigend bis heute schul-
dig geblieben. Sowohl er darauf zu reden kommt, spricht sie
ihn mit leeren Anreden ab und wenn er ungeduldig
wird und endlich die Wahrheit zu erfahren verlangt,
versichert sie ihm, daß es sich bloß um eine Schleich-
tätigkeit oder Niedrigkeit gehandelt habe und daß er in-
unbedingt verlassen dürfe.

Julius verschlingt sie mit entzückten Blicken. Er ist
noch so jung und in seinem Gemüte, daß gerade das
Abenteuerliche und Phantastische ihres Aufzuges mäch-
tig auf ihn wirkt.

„So wandert es sich gut“, meint Lidia befriedigt.
„Kein Schnee und kein Wetter kann einem etwas an-
haben.“ Und übermütig klappt sie durch die zusammen-
geworfenen Schneehaufen, als wollte sie die Festigkeit ihrer
Bemerkung erproben. „Eigentlich hätte ich ein Mann
werden sollen“, sagt sie. „Dazu würde ich viel besser
passen.“ Und sie nicht auch der Anblick, Julius Petro-
witsch?

Er schüttelt den Kopf. „Sie sind viel zu schön dazu.“
Es wäre schade um den Liebreiz, der doch nur bei
einer Frau recht zu Geltung kommt.“

„Als ob es keine schönen Männer gäbe! Mir sind
schon welche bekannt.“

„Und wer sind oder vielmehr... wer ist der?“ fragt
Julius mit rasch erwachter Eifersucht. „Denn sicher han-
delt sich doch nur um einen einzigen.“

„Vermutlich“, gibt sie lakonisch zurück.
„Lidia Semenovna“, fährt Julius auf, „das sagen
Sie doch nur, um mich zu quälen? Nicht wahr, es ist
nichts dran an diesen Reden?“

„Wenn Sie es genau wissen, warum fragen Sie?“
Der große dumme Junge bläht fessend zu ihr auf.
„Sagen Sie mir die Wahrheit, Lidia“, bittet er.

„Ja, was soll ich Ihnen denn nur sagen?“
„Sie wissen ja...“

„Anstimm! Nichts weiß ich, als daß Sie ein großes
Kind sind.“

„Ich bin kein Kind“, bräust er auf. „Wenn ich es
Ihnen beweisen könnte, wenn...“

„Gut, so will ich Ihnen die Gelegenheit geben, mit
einem Dienst zu erweisen, zu dessen Ausführung der Mut
eines Mannes gehört. Keine Veteuerung“, wehrt sie,
„hören Sie lieber, was ich von Ihnen verlange. Wenn
Sie hier diesen Weg verfolgen, so kommen Sie in etwa
zwei Stunden zu einer Taigahütte, dem Wächter der-
selben bringen Sie einen Brief, den ich Ihnen geben
werde.“

„An wen ist der Brief?“ fragt Julius argwöhnisch.
Lidia zieht ihn aus ihrer Tasche und reicht ihm das

Echo vom Nied
Zellenpreis 15 Pf. Wohn

Wohnung
von 4 und 5 Zimmern nebst
Behör. sof. od. später zu ver-
m. Näh. Kreuzstr. 32. p.

Zweites Blatt.

Landwirtschaft, Industrie, Gewerbe und Handel.

Die Berufszählung vom Jahre 1907 hat zahlenmäßig nachgewiesen, daß das Deutsche Reich in erster Linie Industrie- und Handelsstaat ist. Die Berufsangehörigen verteilen sich auf:

	Landwirtschaft	Gewerbe, Handel und Industrie
1895	18 501 807	26 220 967
1907	16 691 176	34 664 766

In Verhältnisziffern stellt sich die Berufsverteilung des gesamten deutschen Volkes so dar:

	Landwirtschaft	Gewerbe, Handel und Industrie
1895	35,74 %	50,65 %
1907	28,65 %	56,16 %

Innerhalb der wirtschaftlich werdenden auftretenden Bevölkerungskreise — ausschließlich der Familienangehörigen und der Dienstboten — entfallen auf Gewerbe, Handel und Industrie zwei Drittel (66,22 Prozent), auf die Landwirtschaft nicht ganz ein Drittel.

Wenn demgegenüber fälschlich im „Tag“ versucht wurde, die Bedeutung dieser Zahlen in Frage zu stellen und auf eine angebliche Statistik der von den einzelnen Erwerbsgruppen geschaffenen Produktionswerte zu verweisen, welche zahlenmäßig zu dem Ergebnis gelangt, daß Landwirtschaft und die übrigen Erwerbszweige ungefähr gleiche Werte schaffen, so muß dazu bemerkt werden, daß eine solche rechnerische Aufmachung keinen wissenschaftlichen Wert hat. Tugend welche Ziffern, auf welchen man eine solche Statistik der von den einzelnen Erwerbsgruppen produzierten Werte aufbauen könnte, existieren nicht. Alle derartigen Zahlen können nur auf ungefähren Schätzungen beruhen, sind mehr oder weniger willkürlich gefundenes, und daher beweisenlos. Mit einer Argumentation, daß die Produktion an Butter und Käse der der gesamten deutschen Industrie gleichkommen soll, ist alles zu beweisen. Wären aber die angegebenen Ziffern richtig, so müßten die steuerlichen Leistungen der landwirtschaftlichen Berufe im Gegensatz zu den übrigen gewerblichen um so mehr ausfallen.

Wie auch bei der Gründung des Danja-Bundes hervorgehoben wurde, wird der weitaus größte Teil der Erwerbskräfte in Preußen von der landwirtschaftlichen Bevölkerung gebildet. Von der Gesamtbevölkerung auf dem platten Lande sind einschließlich der Angehörigen nur 40 v. Hundert steuerpflichtig, in den Städten aber über 60 v. Hundert. Der preussische Staat erhob im Jahre 1907 von der städtischen Bevölkerung 169 Millionen Mark Einkommensteuer, von der ländlichen dagegen nur 54 Millionen. Seit 1892 hat sich der Ertrag der Einkommensteuer in den Städten fast verdoppelt, während er auf dem Lande nur von 30,5 auf 54 Millionen stieg. Dazu kommen die Einkommen-

steuern usw., von denen der preussische Staat im Jahre 1907 24,3 Millionen Mark bezog. Das von der preussischen Ergänzungssteuer erfaßte Vermögen betrug im Jahre 1905 auf dem Lande nur 20 Milliarden, in den Städten dagegen über 55 Milliarden. Das Steuerföhl an der preussischen Gebietssteuer, von welcher die Landwirtschaft überhaupt befreit ist, betrug im Jahre 1908 gegen 43 Millionen Mark. In direkten Steuern sieht jedenfalls der preussische Staat von der vorwiegend in Gewerbe, Handel und Industrie tätigen Bevölkerung mehr als das Dreifache, als von den in der Landwirtschaft beschäffigten Personen. Diese Nachschüsse sollen die Bedeutung der Landwirtschaft als solcher für die wirtschaftliche und staatliche Entwicklung nicht schmälern, sie zeigen aber vor allem, daß es im eigenen Interesse des Staates liegt, Handel, Gewerbe und Industrie jede nur mögliche Förderung angebotenen zu lassen.

Deutscher Reichstag.

Berlin, 3. Februar.

Am Tische des Bundesrats: Dernburg, von Rinde, von Vindequitt.

Vizepräsident Dr. Spahn eröffnet die Sitzung um 1 Uhr 15 Minuten.

Eingegangen ist der Gesetzentwurf über die Handelsbeziehungen zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Das Amtsgericht Schaffenburg bittet um die Erteilung der Genehmigung zur Strafverfolgung des Abg. Gershenberger (Zentrum) wegen Verleumdung.

Abg. Dr. Giese (son.) beantragt im Namen der Geschäftsordnungscommission die Genehmigung nicht zu erteilen.

Abg. Erzberger (Zentrum) widerspricht. Die Immunität der Abgeordneten müsse natürlich gewahrt werden, aber im vorliegenden Falle wünsche der Abgeordnete Gershenberger selbst, daß die Genehmigung erteilt werde, damit er in der Lage sei, die über ihn laufenden Gerichte zu zerstreuen.

Die Genehmigung wird erteilt.

Der Kolonialrat.

Die zweite Sitzung wird fortgesetzt.

Abg. Latmann (Nichtz. B.): Die Sozialdemokraten wollen in der Kolonialpolitik Humanität und Erziehung, keine Maschinengewalt und keine Herrenmoral. Aber eine Lehre und Aerte an die Eingeborenen herankommen, bedarf es der Entwicklung der Kolonien durch Bahnen unter dem Schutz der Maschinengewalt. Ausbeutung und Ausrottung der Reger will niemand. Die Arbeit der Missionen begrüßen wir. Wir haben für unsere weißen Kinder noch nicht genug Regimentschulen, und von den 20 000 Regimentskindern in Kamerun gehen nur 500 in Regiments-, 19 500 in Missionsschulen. Gouverneur v. Schumann wird nur schwer zu erziehen sein. Weder gefasste es, daß einem Somalischapting in Hagenbeds Tierpark feierlichst das Allgemeine Ehrenzeichen überreicht wurde.

Unterstaatssekretär v. Vindequitt: Die Behauptung des Abgeordneten Kasse, daß die Anlieferungen in Ostafrika

mitgeteilt seien, ist unrichtig. Weiter wird das u. a. auch durch die Aufschöpfung der Tabaksteuer auf den Klein- und Großhandel. Auf den ganz vertriehten Gedanken, ganz Südwest mit Klein- und Großhandel zu überziehen, ist noch niemand gekommen. Auch über die landwirtschaftlichen Unternehmungen läßt sich noch kein Urteil abgeben; dazu sind sie noch zu jung.

Abg. Schwarz (Zentrum) empfiehlt verstärkten Negebau in Südwest.

Abg. Storz (deutsche Bp.): Eine Differenz, wie sie zwischen der Zentral- und der Lokalverwaltung in Südwest ausgebrochen ist, wird sich hoffentlich nicht wiederholen.

Nach Ausführungen der Abg. Kasse (Zoz.), Götter (Bp.) und Erzberger (Ztr.) gab Staatssekretär Dernburg verschiedene Erklärungen ab. Die Regierung habe ein Interesse daran, deutsche Missionen in ihren Kolonien zu haben, das sei nötig, um den Zusammenhang mit der Heimat aufrechtzuerhalten.

Abg. Müller-Meinungen (fr. Bp.) bezeichnete es als unerhört, daß ein französischer Bischof in Senegal den Angehörigen der katholischen Kirche Kirchenstrafen androhe, falls sie die deutsche Regierungsschule besuchen.

Beim Etat für Ostafrika kritisierte Abg. Krenn (Bp.) die geltende Währung, die einseitigen unpraktisch sei.

Abg. Werner (Bp.) trat ebenfalls für Einführung der Reichswährung ein.

Staatssekretär Dernburg erklärte die Zeit für einen Wechsel der Währung noch nicht für gekommen.

Freitag 1 Uhr: Etat des Reichstags. Schluß 27 Uhr.

Preussisches Abgeordnetenhause.

Berlin, 3. Februar.

Am Ministerisch: Minister v. Arnim, Weisener. Vizepräsident Vorich teilt zu Beginn der Sitzung mit, daß der Abg. Heumann (Zoz.) sein Mandat niedergelegt habe.

Die Beratung des Fortsetzungs-

wird fortgesetzt.

Beim Titel „Einnahmen aus der Jagd“ ist ein Antrag Borgmann (Zoz.) eingegangen, die abmündlichen Jagdbezirke künftig an den Meißbietenenden zu verpacken.

Die Abg. Herold (Ztr.) und Dippe (nat. lib.) sprachen sich gegen den Antrag aus. Nach weiteren Ausführungen des Abg. Strosfer (son.) und des Ministers v. Arnim wurde der Antrag Borgmann gegen die Stimmen der Sozialdemokraten abgelehnt.

Abg. Kiehnicht (Zoz.) begründete einen Antrag, der die Revision des Fortpflanzungsgesetzes verlangt.

Abg. v. Böhndorff-Siedlin (son.) trat für eine ausreichende Unterstützung der Familien der Fortarbeiter ein.

Abg. Gieber (nat. lib.) empfahl, daß die Geldstrafen für Fortdiebstahl auch abgearbeitet werden können.

Beim Titel: Erlös aus dem Verkauf von Fortgrundstücken begründete

Abg. v. Brandenstein (son.) einen Antrag dahin:

gehend, daß die zum Verkauf bestimmten staatlichen Waldparzellen in der Nähe großer Städte möglichst von den anliegenden Gemeinden oder Zweigverbänden erworben werden. Durch Kaufvertrag soll die dauernde Erhaltung der Wälder sichergestellt werden.

Minister v. Arnim erwiderte: Es wird bei den Veränderungen dafür Sorge getragen werden, die Interessen des Staates mit den Wünschen des Hauses in Einklang zu bringen. Dem Wunsch, die Ufer des Hülse und Seen vom Verkauf freizulassen, sind wir bisher nachgekommen.

Abg. Bülow-Somburg (nat. lib.) begründete einen Antrag, den Gemeinden zur Förderung der Reibezugungen der Schuljugend fiskalisches Terrain zu Spielplätzen für einen angemessenen Kauf- oder Pachtpreis zu überlassen.

Der Antrag Brandenstein wurde der vereinigten Gemeindeforschungscommission überwiesen. Der Fortsetzungsbeschluss, ebenso ohne wesentliche Debatte der Domänenrat.

Landwirtschaftsminister v. Arnim erklärte zu dem vom Abg. v. Denwitz-Obdenburg (son.) aufgeworfenen Frage der Zehnpachtung ländlicher Arbeiter auf den Domänen, daß er sich in dieser Sache bereits mit dem Kolonisationsgesellschaften in Westpreußen, Pommern usw. in Verbindung gesetzt habe.

Nächste Sitzung: Freitag 11 Uhr: Gerichtskosten-gesetz, Justizetat.

Gewerkvereins-Teil.

Der praktische Wert der staatlichen Invalidenrente.

Man hört oft von der Invalidenrente mit Geringschätzung sprechen, sie haben keinen Wert. Aus den Kreisen des Reichsversicherungsamts wird festgestellt, daß die Rente sehr wohl noch sehr hoch sei. Ihnen, die die Invalidenversicherung erst verhältnismäßig kurze Zeit besteht. Im Laufe der Zeit erhöhen sich die Renten immer mehr. Die fortgesetzte Steigerung in der Wert-

höhe der Beiträge wirkt weiter erhöhend auf die Rente. Die Invalidenrente sollte nach der Ansicht des Gesetzgebers nur den notwendigen Unterhalt für eine Person decken. Neben ihr kommen in den meisten Fällen noch andere Einnahmequellen in Betracht. Eine große Zahl von Rentenempfängern ist in der Lage, zur Rente noch etwas hinzuverdienen, oder sich im Hause von Kindern usw. nützlich zu machen. In manchen Fällen mehrere Renten. Im deutschen Reich werden z. B. Unfallrenten an mehr als eine Million Personen gegeben. Dazu kommen häufig Bezüge aus Fabriklassen, Knappschafts-

kassen, Hilfskassen, Veteranenbeihilfen, und andere Invalidenrenten, Verpflegungsgelder von erkrankten Kindern, Erträge eines kleinen Besizes oder Pachtlandes usw.

Bedenkt man dies für die Arbeiter der Großindustrie, der Gesetzgeber hat gar nicht beabsichtigt, daß der Versicherte sich nur auf die Invalidenrenten verlassen und aufhören sollte, daneben für seine Zukunft zu sorgen. Tatsächlich handelt es sich um den größeren Teil des Volkes

als das beste, wirksamste und geeignetste Mittel gegen die Lungentuberkulose bezeichnet werden.

Nachfolgende andere Untersuchungen in Krankenanstalten und Sanatorien des In- und Auslandes haben ebenfalls ergeben, daß das Hilosan geradezu überaus gute Resultate in Bezug auf Entfieberung, Ausheilung der katarrhalischen Entzündungen und Beseitigung des Organismus und Erhöhung des Körpergewichts bewirkt. In den Sanatorien von Davos, Krija, Eyslin, auf dem St. Gotthard-Sanatorium, ferner in Bogen, Meran, Abbagia und in vielen Heilstätten des deutschen Reiches ist das Hilosan in lässlicher Verwendung, ebenso in Kinderkliniken und Krankenanstalten. Die wohlthätige Wirkung des Hilosans macht sich sehr bald geltend. Besonders merkwürdig ist, wie gut es gegen die Infektionskrankheiten, die Verabreichung von Gabein und ähnlichen Arzneien wird vollständig überflüssig. Deswegen wird es von vielen Ärzten auch bei gewöhnlichen, nicht infektiösen Erkrankungen der Atmungsorgane fast allen anderen Mitteln vorgezogen. Es liegen hierüber ausnehmend viele Zeugnisse vor. So berichtet z. B. die Eisenbahnheilstätte Mellingen bei Gießen, daß das

Hilosan bei nicht überfüllten, bronchitischen Erkrankungen sehr günstig wirkt und zwar sowohl auf die infektiösen Bestandteile als auf den Krankheitsprozeß selbst, und bei Keuchhusten, Katarrh, Heiserkeit etc. es entschieden kein Mittel, daß auch nur annähernd so günstig wirkt wie das Hilosan.

Natürlich sind jetzt schon sogenannte Ersatzprodukte aufgetaucht und es ist deshalb hier wiederum gewarnt, daß solche Mittel unter irgendwelchem Namen empfohlen zu lassen. Es gibt keinen Ersatz für Hilosan.

Das Hilosan ist kein Geheimmittel, sondern eine Einwirkverbindung des Guajacols, welche in allen Antiseptika geistlich gelöst ist, während die sogenannten Ersatzprodukte keinen Antiseptikum enthalten, weil sie nur wertlose Nachahmungen des Hilosans sind.

Es wird hergestellt in der Hilosan-Fabrik in Singen am Bodensee. Ein direkter Verkauf des Hilosans an das Privatpublikum findet seitens der Fabrik nicht statt; es wird von derselben nur an Großhändler und Apotheken verkauft. Wo das Hilosan nicht in Apotheken erhältlich ist, bestellt man es bei der Stadtapotheke in Singen a. B. Eine Flasche kostet portofrei M. 3.20.

Erfolgreiche Behandlung der Lungentuberkulose.

Die Lungentuberkulose wird bekanntlich durch die Tuberkulusbakterien verursacht. Der Entzündung dieser Bakterien geht vor allem eine gewisse Disposition der Betreffenden voraus. Diese Disposition kann angeboren oder erworben sein. Sie kann durch eine gewisse Veranlagung der Lungen entstehen, oder durch eine Veranlagung der Lungen zu entstehen. Sie kann durch eine gewisse Veranlagung der Lungen entstehen, oder durch eine Veranlagung der Lungen zu entstehen. Sie kann durch eine gewisse Veranlagung der Lungen entstehen, oder durch eine Veranlagung der Lungen zu entstehen.

Die Kinder des Sträflings.

Die Kinder des Sträflings. Roman von A. Sinowla. 14. Herr Nowelschdoff ist ein Mann von kaum dreißig Jahren, der hier mit seiner fünfzehnjährigen Tochter, der kleinen Dora, allein wohnt. Es scheint daher nur natürlich, daß die Geschwister unter der Einwirkung der Mutter, die dem abgesehen davon, daß es ihnen an Abwechslung mangelt, beissen sie auch nicht annehmend die Mittel, um sich das Dasein so angenehm zu gestalten, wie die Nowelschdoffs Familie. Sie sind verhältnismäßig wohlhabend, aber keineswegs reich. Weder gibt es in ihrer Häuslichkeit den Luxus und Komfort, die bei Nowelschdoffs üblich sind, noch halten sie einen solchen Trost von Beamten, wie jene; wenn sie sich unterhalten wollen, sind sie nur auf ihre gegenseitige Gesellschaft angewiesen, während man bei Nowelschdoffs mit Hilfe der bei dem Vergnügen angestellten Ingenieur, Oberaufseher und sonstigen Beamten mit ihren Familien jederseits kleinere Festlichkeiten veranstalten könnte. Heute merkt man jedoch nichts von den beschiedenen Verhältnissen, denn es wird aufgetragen, was köstlich und feiner ist. Die Tafel ist zwar nur einfach gedeckt, aber sie bricht fast unter der Fülle der Fleisch- und Fischkonzerne und Konfitterien, zu denen schwerer Wein in Menge getrunken wird.

Die Kinder des Sträflings.

Die Kinder des Sträflings. Roman von A. Sinowla. 14. Herr Nowelschdoff ist ein Mann von kaum dreißig Jahren, der hier mit seiner fünfzehnjährigen Tochter, der kleinen Dora, allein wohnt. Es scheint daher nur natürlich, daß die Geschwister unter der Einwirkung der Mutter, die dem abgesehen davon, daß es ihnen an Abwechslung mangelt, beissen sie auch nicht annehmend die Mittel, um sich das Dasein so angenehm zu gestalten, wie die Nowelschdoffs Familie. Sie sind verhältnismäßig wohlhabend, aber keineswegs reich. Weder gibt es in ihrer Häuslichkeit den Luxus und Komfort, die bei Nowelschdoffs üblich sind, noch halten sie einen solchen Trost von Beamten, wie jene; wenn sie sich unterhalten wollen, sind sie nur auf ihre gegenseitige Gesellschaft angewiesen, während man bei Nowelschdoffs mit Hilfe der bei dem Vergnügen angestellten Ingenieur, Oberaufseher und sonstigen Beamten mit ihren Familien jederseits kleinere Festlichkeiten veranstalten könnte. Heute merkt man jedoch nichts von den beschiedenen Verhältnissen, denn es wird aufgetragen, was köstlich und feiner ist. Die Tafel ist zwar nur einfach gedeckt, aber sie bricht fast unter der Fülle der Fleisch- und Fischkonzerne und Konfitterien, zu denen schwerer Wein in Menge getrunken wird.

Die Kinder des Sträflings.

Die Kinder des Sträflings. Roman von A. Sinowla. 14. Herr Nowelschdoff ist ein Mann von kaum dreißig Jahren, der hier mit seiner fünfzehnjährigen Tochter, der kleinen Dora, allein wohnt. Es scheint daher nur natürlich, daß die Geschwister unter der Einwirkung der Mutter, die dem abgesehen davon, daß es ihnen an Abwechslung mangelt, beissen sie auch nicht annehmend die Mittel, um sich das Dasein so angenehm zu gestalten, wie die Nowelschdoffs Familie. Sie sind verhältnismäßig wohlhabend, aber keineswegs reich. Weder gibt es in ihrer Häuslichkeit den Luxus und Komfort, die bei Nowelschdoffs üblich sind, noch halten sie einen solchen Trost von Beamten, wie jene; wenn sie sich unterhalten wollen, sind sie nur auf ihre gegenseitige Gesellschaft angewiesen, während man bei Nowelschdoffs mit Hilfe der bei dem Vergnügen angestellten Ingenieur, Oberaufseher und sonstigen Beamten mit ihren Familien jederseits kleinere Festlichkeiten veranstalten könnte. Heute merkt man jedoch nichts von den beschiedenen Verhältnissen, denn es wird aufgetragen, was köstlich und feiner ist. Die Tafel ist zwar nur einfach gedeckt, aber sie bricht fast unter der Fülle der Fleisch- und Fischkonzerne und Konfitterien, zu denen schwerer Wein in Menge getrunken wird.

Die Kinder des Sträflings.

Die Kinder des Sträflings. Roman von A. Sinowla. 14. Herr Nowelschdoff ist ein Mann von kaum dreißig Jahren, der hier mit seiner fünfzehnjährigen Tochter, der kleinen Dora, allein wohnt. Es scheint daher nur natürlich, daß die Geschwister unter der Einwirkung der Mutter, die dem abgesehen davon, daß es ihnen an Abwechslung mangelt, beissen sie auch nicht annehmend die Mittel, um sich das Dasein so angenehm zu gestalten, wie die Nowelschdoffs Familie. Sie sind verhältnismäßig wohlhabend, aber keineswegs reich. Weder gibt es in ihrer Häuslichkeit den Luxus und Komfort, die bei Nowelschdoffs üblich sind, noch halten sie einen solchen Trost von Beamten, wie jene; wenn sie sich unterhalten wollen, sind sie nur auf ihre gegenseitige Gesellschaft angewiesen, während man bei Nowelschdoffs mit Hilfe der bei dem Vergnügen angestellten Ingenieur, Oberaufseher und sonstigen Beamten mit ihren Familien jederseits kleinere Festlichkeiten veranstalten könnte. Heute merkt man jedoch nichts von den beschiedenen Verhältnissen, denn es wird aufgetragen, was köstlich und feiner ist. Die Tafel ist zwar nur einfach gedeckt, aber sie bricht fast unter der Fülle der Fleisch- und Fischkonzerne und Konfitterien, zu denen schwerer Wein in Menge getrunken wird.

Die Kinder des Sträflings.

Die Kinder des Sträflings. Roman von A. Sinowla. 14. Herr Nowelschdoff ist ein Mann von kaum dreißig Jahren, der hier mit seiner fünfzehnjährigen Tochter, der kleinen Dora, allein wohnt. Es scheint daher nur natürlich, daß die Geschwister unter der Einwirkung der Mutter, die dem abgesehen davon, daß es ihnen an Abwechslung mangelt, beissen sie auch nicht annehmend die Mittel, um sich das Dasein so angenehm zu gestalten, wie die Nowelschdoffs Familie. Sie sind verhältnismäßig wohlhabend, aber keineswegs reich. Weder gibt es in ihrer Häuslichkeit den Luxus und Komfort, die bei Nowelschdoffs üblich sind, noch halten sie einen solchen Trost von Beamten, wie jene; wenn sie sich unterhalten wollen, sind sie nur auf ihre gegenseitige Gesellschaft angewiesen, während man bei Nowelschdoffs mit Hilfe der bei dem Vergnügen angestellten Ingenieur, Oberaufseher und sonstigen Beamten mit ihren Familien jederseits kleinere Festlichkeiten veranstalten könnte. Heute merkt man jedoch nichts von den beschiedenen Verhältnissen, denn es wird aufgetragen, was köstlich und feiner ist. Die Tafel ist zwar nur einfach gedeckt, aber sie bricht fast unter der Fülle der Fleisch- und Fischkonzerne und Konfitterien, zu denen schwerer Wein in Menge getrunken wird.

Die Kinder des Sträflings.

Die Kinder des Sträflings. Roman von A. Sinowla. 14. Herr Nowelschdoff ist ein Mann von kaum dreißig Jahren, der hier mit seiner fünfzehnjährigen Tochter, der kleinen Dora, allein wohnt. Es scheint daher nur natürlich, daß die Geschwister unter der Einwirkung der Mutter, die dem abgesehen davon, daß es ihnen an Abwechslung mangelt, beissen sie auch nicht annehmend die Mittel, um sich das Dasein so angenehm zu gestalten, wie die Nowelschdoffs Familie. Sie sind verhältnismäßig wohlhabend, aber keineswegs reich. Weder gibt es in ihrer Häuslichkeit den Luxus und Komfort, die bei Nowelschdoffs üblich sind, noch halten sie einen solchen Trost von Beamten, wie jene; wenn sie sich unterhalten wollen, sind sie nur auf ihre gegenseitige Gesellschaft angewiesen, während man bei Nowelschdoffs mit Hilfe der bei dem Vergnügen angestellten Ingenieur, Oberaufseher und sonstigen Beamten mit ihren Familien jederseits kleinere Festlichkeiten veranstalten könnte. Heute merkt man jedoch nichts von den beschiedenen Verhältnissen, denn es wird aufgetragen, was köstlich und feiner ist. Die Tafel ist zwar nur einfach gedeckt, aber sie bricht fast unter der Fülle der Fleisch- und Fischkonzerne und Konfitterien, zu denen schwerer Wein in Menge getrunken wird.

Die Kinder des Sträflings.

Die Kinder des Sträflings. Roman von A. Sinowla. 14. Herr Nowelschdoff ist ein Mann von kaum dreißig Jahren, der hier mit seiner fünfzehnjährigen Tochter, der kleinen Dora, allein wohnt. Es scheint daher nur natürlich, daß die Geschwister unter der Einwirkung der Mutter, die dem abgesehen davon, daß es ihnen an Abwechslung mangelt, beissen sie auch nicht annehmend die Mittel, um sich das Dasein so angenehm zu gestalten, wie die Nowelschdoffs Familie. Sie sind verhältnismäßig wohlhabend, aber keineswegs reich. Weder gibt es in ihrer Häuslichkeit den Luxus und Komfort, die bei Nowelschdoffs üblich sind, noch halten sie einen solchen Trost von Beamten, wie jene; wenn sie sich unterhalten wollen, sind sie nur auf ihre gegenseitige Gesellschaft angewiesen, während man bei Nowelschdoffs mit Hilfe der bei dem Vergnügen angestellten Ingenieur, Oberaufseher und sonstigen Beamten mit ihren Familien jederseits kleinere Festlichkeiten veranstalten könnte. Heute merkt man jedoch nichts von den beschiedenen Verhältnissen, denn es wird aufgetragen, was köstlich und feiner ist. Die Tafel ist zwar nur einfach gedeckt, aber sie bricht fast unter der Fülle der Fleisch- und Fischkonzerne und Konfitterien, zu denen schwerer Wein in Menge getrunken wird.

danach, wie die Statistik zeigt. Ende 1903 hießen fast 5,5 Millionen Volkserwerbstätigen über 15 Millionen Mark. Den Sparplan gab in jedem Jahre von 1901 bis 1906 je 750 Millionen Mark ausgeführt worden. Die Arbeiterkassen sind hieran wesentlich beteiligt. Ein Teil der Erparnisse kann auch für die eigene Invalidenversicherung dadurch nutzbar gemacht werden, daß freiwillig eine höhere als die gesetzlich vorgeschriebene Lohnklasse benutzt wird. 3. B. läßt sich durch Beitragssteigerung von jährlich 3 Mk. die jährliche Invalidenrente nach 10 Jahren um 20 Mk., nach 30 Jahren um 40 Mk. steigern. Leider wird von der freiwilligen Höherversicherung im allgemeinen aus Unkenntnis nicht der Gebrauch gemacht, wie eigentlich erwartet werden müßte. Es kann den rund 14 Millionen versicherten Personen nur dringend empfohlen werden, sich mit dieser Höherversicherung vertraut zu machen, und sich deren Vorteile zu sichern.

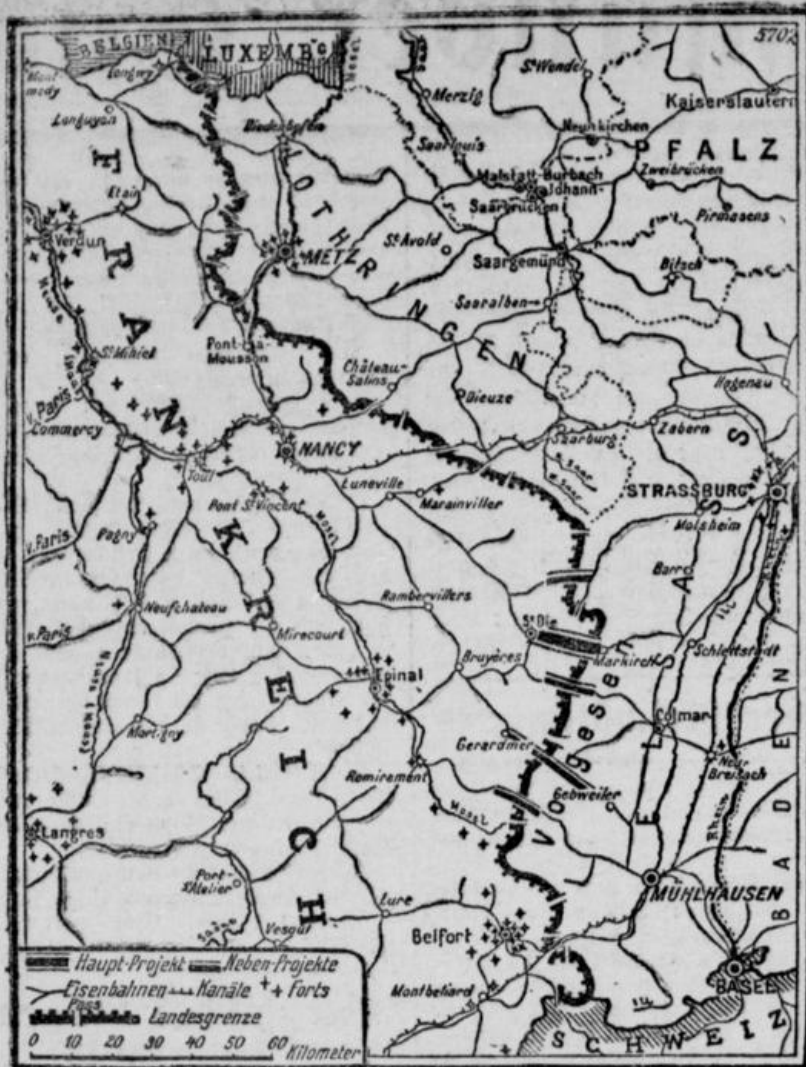
Arbeitgeber- und Arbeitnehmer-Nachweise.

E. R. Die Errichtung des Besonderen Nachweises im Ruhrrevier hat die öffentliche Aufmerksamkeit auf den Arbeitsnachweis als Kampfmittel gelenkt. Den Arbeitgeberverbänden, die die Errichtung einseitiger Arbeitsnachweise in ihr Programm aufgenommen haben, soll in die nicht nur zur Arbeitsvermittlung, sondern vor allem auch dazu dienen, mißliebige Arbeiter auf längere oder kürzere Zeit von jeder Arbeitsgelegenheit abzusperren und umgekehrt bei Streikfällen, Arbeitswillige für den betreffenden Arbeitgeber zu beschaffen. Entsprechend wird der einseitige Arbeitnehmernachweis im Kampfesfalle dazu benutzt, Arbeitgeber Arbeitskräfte zu entziehen um Arbeitswillige fern zu halten. Die heutigen Entwicklungsbedingungen gehen dahin, daß bei den Gewerkschaften die Meinung herrscht, von den einseitigen Nachweisen zu den partiellsten überzugehen, während die Arbeitgeberverbände mit ihrem Erstarben die partiellsten Nachweise bekämpfen und einseitige Arbeitgebernachweise zu schaffen suchen. Daher stellt auch der unparteiliche Arbeitsnachweis im Ruhrrevier durchaus sein Novum dar, sondern einseitige Arbeitgebernachweise bestehen bereits in einer ganzen Anzahl von Gewerben und namentlich da, wo starke Arbeitgebervereinigungen vorhanden sind. In vorbedachter Reihe steht die Metallindustrie; denn Verein deutscher Arbeitgeberverbände aus der Metallindustrie gehörten am 1. Dezember 1909: 40 einseitige Nachweise an. Nach der Metallindustrie ist es das Berggewerbe, insbesondere der Saft- und Kalktrieb in den Schächten, wo der Gedanke des Arbeitsnachweises Eingang fand. Während in der Textilindustrie die Bewegung sich noch in den Anfängen befindet, hat namentlich in neuester Zeit das Baugewerbe mit der Schaffung solcher Nachweise begonnen und die jüngsten Verzeichnisse des Arbeitgeberbundes für das Baugewerbe wiesen deren 63 nach. Insgesamt wird man die Anzahl der reinen Arbeitgebernachweise in Deutschland auf wenigstens 150 beziffern können, eine Zahl, deren Bedeutung sich besser erschaffen läßt, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Gesamtzahl der öffentlichen Arbeitsnachweise, die dem Reichsland: Deutscher Arbeitsnachweise angehören, für 1908 mit 389 angegeben wird. Die Anzahl der vermittelten Stellen bei den Arbeitgebernachweisen betrug 1908 rund 500 000, bei den öffentlichen Arbeitsnachweisen etwa das Doppelte. Die Anzahl der Arbeitnehmernachweise, die im Reichsarbeitsblatt auf rund 1000 angegeben wird, ist zwar erheblich höher, aber dabei ist zu berücksichtigen, daß vier Fünftel von diesen nur ganz kleine sind, die nicht mehr als vielleicht 200 Vermittlungen im Jahre aufzuweisen haben.

Die Bedeutung der einseitigen Arbeitgebernachweise ist jedenfalls nicht zu unterschätzen und da es eine Gefahr für das Wirtschaftsleben und seine gedeihliche Entwicklung darstellt, wenn das so wichtige Gebiet der Arbeitsvermittlung sich in der Gewalt einer der beiden großen Parteien auf dem Gebiete der Wirtschaftsführung befindet, so liegt es im allgemeinen Interesse, auf die Stärkung und Ausdehnung der partiellsten Arbeitsnachweise hinzuwirken.

Düsseldorf, 2. Februar. Die Kritik im Werkmeisterversand ist noch nicht zu Ende. Ein außerordentlicher Delegiertentag der auf Antrag von Andritzel der Delegierten einberufen wird, nimmt Stellung zu dem Austritt des Reichstagsabgeordneten Dr. Holtz und zu dem Vorgehen des Zentralvorstandes und des Ausschusses. Urheber des Delegiertentages, der

Zum Vogesendurchstich.



Seit mehr als 50 Jahren schwebt nunmehr die Frage des Durchstichs der Vogesen, doch ist es bis jetzt noch nicht gelungen, zwischen Paris und Metz eine Verbindung herzustellen, da die französische Regierung, besonders wohl aus Gründen der Landesverteidigung, sich durchaus ablehnend verhält. Von den, um die Förderung der deutsch-französischen Wirtschaftsbeziehungen verdienten Vorhaben ist das Projekt jetzt seiner Verwirklichung einen bedeutenden Schritt näher gebracht, denn es ist bereits in der französischen Deputiertenkammer besprochen worden. Im Laufe der Beratung des Budgets der öffentlichen Arbeiten forderte der Abg. Schmidt den Bau einer Eisenbahn von „Saint-Dié“ nach dem Elsass, er legte unter anderem die Notwendigkeit besserer Verbindungen zwischen Frankreich, betonte auch, daß die Verteidigung des Lan-

des durch die neue Linie nicht gefährdet werde. Aus der Antwort, die Minister Millerand gab, ist zu entnehmen, daß die französische Regierung im Prinzip der Förderung der beteiligten Landesteile zustimmend gegenübersteht, wie bekanntlich auch die deutsche. Die bisher vorhandene Verbindung Mülhausen-Epinal und Straßburg-Lunéville sind schon seit langer Zeit völlig unzureichend. Für den Vogesendurchstich kommen seit langem mehrere Projekte in Frage; der hauptsächlichste, wohl auch zur Ausführung kommende wird Saint-Dié mit Mülhausen verbinden und so eine direkte Verbindung Mülhausen-Rannheim herstellen. Weitere Bahn- und Durchstichsprojekte (in unserer Karte mit Nebenprojekte bezeichnet) bezwecken ebenfalls die wirtschaftliche Dehung der Provinzen an beiden Seiten der Vogesen.

den erheblichen Kostenaufwand von 8000 Mark beansprucht, sind die sächsischen und sächsischen Delegierten. Die Mehrheit der Delegierten soll auf Seiten des Vorkandes stehen. Der Delegiertentag wird wahrscheinlich in einer Stadt Mitteldeutschlands stattfinden.

London, 3. Febr. In Amble im Kohlenbistritz Northumberland, wo die Bergleute wegen Differenzen über den achtstündigen Arbeitstag in den Streik ausgetreten sind, unternahmen die Ausständigen einen Angriff auf 10 Waggons Kohlen, die für einen im Hafen von Amble liegenden Dampfer bestimmt waren. Sämtliche Kohlen bis auf 30 Tons wurden beschlagnahmt.

Vermischtes.

München, 3. Februar. Hier hat ein Bürger seinen Schwager nachts auf dem Seimwege vom Wirtschaftshaus meuchlings erschossen. Weil er die minderjährige Schwester seiner Frau verführt hatte. Bei seinem furchtbaren Nachschrei geriet der Täter in eine solche Panik, daß er auch seinen eigenen Bruder der ihn begleitet hatte, durch Messerstiche lebensgefährlich verwundete. 33 Jahre alt gelangt, brach der Mörder ohnmächtig zusammen, sobald bei seiner Verhaftung die Sanitätskolonne requiriert werden mußte.

Hamburg, 3. Febr. Gestern Abend lief der aussehende schwedische Dampfer „Annie“ bei Viefenberg in der Nähe von Glückstadt mit dem elbseitigen fahrenden Bollwerk „Susanna“ zusammen. Der Dampfer „Annie“ ist gesunken. Sechs Mann der Besatzung sind ertrunken.

Budapest, 3. Febr. Heute vormittag erschoss sich der Chef der sozialdemokratischen Arbeiterkassenkasse, Dr. Gál. In einem zurückgelassenen Schreiben bezeichnet er ein quälendes Nerveneiden als Beweggrund zur Tat. Dr. Gál lag bereits vor mehreren Jahren einen Selbstmordversuch durch Morphiumvergiftung unternommen. Der Verstorbenen entfaltete in früheren Jahren eine lebhafte Agitationsfähigkeit und war der Gründer der Budapest sozialdemokratischen Arbeiterorganisation.

Budapest, 3. Febr. Der Kaufmann Adolf Sohn erhielt gestern einen Brief, in dem er aufgefordert wird, unverzüglich einen Betrag von 4000 Kronen an einem bestimmten Ort zu hinterlegen, im Verweigerungsfalle würde er mit seiner ganzen Familie ermordet werden. Der Briefschreiber motiviert seine Forderung damit, daß die Welt infolge des Ausbreitens des neuen Kometen schwebes nicht mehr lange bestehen werde und Sohn sein Vermögen nicht allein genießen könnte. Der Empfänger des Briefes hat bei der Polizei Anzeige erstattet.

Brüssel, 3. Febr. In der Nähe von Wavre brachen mehrere Schiffe beim Schiffsanlaufen auf einem zugefrorenen Teiche ein und versanken unter dem Eise. Einer wurde gerettet, zwei ertranken, bevor Hilfe zur Stelle war.

Paris, 3. Febr. Die Not in den Vororten Courbevoie, Colombes, Ivry und Neuilly ist nunmehr in ihrem ganzen Umfange überblickbar. In St. Denis wurden 1300 Notleidende von den umliegenden Ortschaften versorgt. Etwa 20 000 Notleidende sind allein in diesen Vororten gehäuft und überfüllt worden. In Maisons Affort wurden 4000 Notleidende beherbergt. Im Pariser Rathaus versammelte die Gemeinderäte, Generalräte, Abgeordnete und Senatoren des Departements, um eine gemeinsame Aktion einzuleiten, zwecks Unterstützung der notleidenden Bevölkerung. Alle Anwesenden versicherten die Ansicht, daß es die Pflicht der Regierung sei, die betroffenen Gemeinden durch Gewährung von Subsidien zu unterstützen. Es wurde darauf hingewiesen, daß Tausende von Familien ihre ganze Habe verloren haben und daß ihnen schnell geholfen werden muß.

Paris, 3. Febr. Der amerikanische Botschafter in Paris überreichte gestern dem Minister des Reichs das erste Ergebnis der amerikanischen Sammlung zugunsten der Ueberlebenden einen Schied auf 69 000 Frank.

Kowno, 3. Febr. Eine furchtbare Unfälle hat sich in Kowno, einer Station hinter Kowno ereignet. Dort lebte eine amerikanische Wandwandin bei einem verwandten Bauren ein. Sie erzählte, daß sie noch zweihundert Rubel besäße, woraus der Mann beschloß, sie zu befragen und zu töten. Wie es in dem kleinen Orte üblich ist, wurde der Fremden eine Lagerstätte auf dem Boden angewiesen. Der Mann ging auf den Hof und grub eine Grube für sein Opfer. Währenddessen begann in der Stube der Säugling zu schreien. Die Wandwandin erbat sich, das Kind zu beruhigen und veranlaßte die Bauernfrau, ihr Kuchengericht auf dem Boden aufzusetzen. Kurz darauf ging der Bauer nach dem Boden und erschlug in der Dunkelheit seine eigene Frau mit der Axt.

Veracruz (Texas), 3. Febr. In Las Esperanzas (Mexico) sind bei einer Grubenexplosion 68 Personen getötet und 50 verletzt worden. Die Explosion wird darauf zurückgeführt, daß ein Bergmann trotz des bestehenden Verbots in der Grube eine Zigarette rauchte.

Bruder Straubinger beim Gendarm u. Galt. Wie den Kieler N. Nachr. aus Lönzen geschrieben wird, wurde dort dieser Tage unter eigenartigen Umständen ein Sandwerkbuch verhaftet. Bruder Straubinger war von ungefähr beim Betreten aus in das Haus des Oberwachmeisters gekommen, wo er den gebetteten Mittagstisch vorfand. Da niemand anwesend war, setzte der hungerige Wandersmann sich nieder und verzehrte die für den Herrn „Ober“ bestimmten New laden bis auf einen geringen Rest. Der Oberwachmeister kam gerade noch rechtzeitig, als sich der gestillte Ritter der Landstraße wieder undemerklich empfehlen wollte. „Nun egal“, soll der Gourmand und Freischüler nach seiner Entlassung im Gefängnis zum Aufseher gesagt haben, „wenn's auch vier Wochen gibt. Dem Wachmeister verleiht der Kofen, trüben Sie sie mir.“

Ein Paket Quaker Oats liefert mehr Portionen und schmackhaftere Nahrung als ein Paket anderer Haferprodukte.

Die Güte des verwendeten Getreides und die sorgfältige Vermahlung bürgen für die unerreichte Qualität von Quaker Oats.



Quaker Oats

Aussteuer-Artikel.

Spezial-Abteilung für Bettwaren.

Bettfedern, Daunen, Daunen-Satins, Bettbarchende, Matratzendrolle

In allen Qualitäten und Preislagen.

Eisenbettstellen von 9—35 Mk., Kinderbettstellen, Holzbettstellen von 19—40 Mk.
Holl. Kapockmatratzen, bester Ersatz für Rosshaar. Pat. Zugfeder-matratzen von Westphal & Reinhold.
Selbstgefertigte Seegras und Sprungfeder-Matratzen,
Steiners Reform-Betten.

Grosses Lager in hochelegantem engl. Metall-Bettstellen, Messing-Bettstellen.

Reiche Auswahl!

Billige Preise!

Rose & Co., Dortmund.

Nichten es damals für ein Glück, es war aber feins. Ich war eben die Hausfrau nicht, die er sich getraut hatte, ich war zu allem eher vorgebildet als dazu. Er verlangt, daß die Frau, wie er es nennt, „die Königin ihres Hauses“ sei, er versteht aber darunter nicht wie ich, daß sie befähigt sei, ihre Pflichten zu allem Notwendigen anzuhalten, sondern daß sie alles was der Hausstand erfordert, nicht bloß von Grund aus versteht, sondern im Falle der Not auch selber machen könne.

„Das würde ich auch darnach verstehen“, flucht ich ein. „Ja, du“, sagte Ella resigniert, „du hast auch eine andere Beziehung gehabt als ich. Bin ich schuld an diesem Mangel meiner Erziehung? Ich leide aber umso mehr darunter; denn nachher läßt sich eine so gründliche Veräumnis nicht. Der „Fall der Frau“ war bei uns von Anfang an da. Edmunds Gehalt reichte bei weitem nicht aus für die Ansprüche, die wir beide ans Leben stellten, reichte selbst dann nicht aus, als er, widerwillig genug, neben seinen Institutsstunden noch eine Menge Privatstunden übernahm. Er jagte die Schuld natürlich auf mich und es mag sein, daß er damit recht hatte, denn ich befand mich eben hier nicht an dem richtigen Plage. Ich bin Musiklehrerin und Musikenthusiastin, aber nicht Küchenmagd und Alkovenputz. Ich kann nun einmal die tausenderlei kleinlichen Arbeiten und das noch kleinlichere Einrichten, das solche ein Wirtschaften mit beschränkten Mitteln einem auferlegt, nicht leisten, so etwas muß man von Kind an gelernt haben.“

„Ganz gewiß, ist es die Aufgabe der Mutter, den Töchtern das beibringen“, gab ich ihr zu.

Ohne auf meine Unterbrechung zu achten, fuhr sie fort: „Als wir noch Brautleute waren, mochte ihm wohl schon ein ahnungsvolles Bedenken aufsteigen. Er fragte mich in Gegenwart meiner Mutter, ob ich denn auch eine gute Hausfrau sein werde, und ob ich auch alles verstehe, was dies Ehrenamt mit sich bringe. „Ja, was man nicht schon versteht“, lernt man“, bemerkte ich hoffnungslos. „Die Liebe soll ja die beste Lehrmeisterin sein.“ Meiner Mutter redete ihm in gleichem Sinne seine Besorgnis aus, indem sie den großen Ausdruck tat: „Das Wirtschaften und Haushalten liegt von Natur in jedem weiblichen Wesen drin, das sind angeborene Frauenkünste; sobald eine sie braucht, beherrscht sie sie, ohne es lange Studien dazu nötig zu haben.“ Wie unrecht hatte meine gute Mutter mit ihrer naiven Annahme! Ich bin bis auf diesen Tag keine Hausfrau in meines Mannes Sinne und werde auch nie eine werden.“

„Aber Ella“, unterbrach ich sie, „rede doch nicht solch törichtes Zeug! Was ein Mensch ganz ernstlich will, das muß und wird er doch auch erreichen.“

„Dann habe ich mich früher auch getrübt“, widersprach sie mir, „es hat mir aber nichts genützt, so viele Mühe ich mir auch gegeben habe und so heiße Angst ich vor den ewigen häuslichen Szenen empfinde, die bloß aus diesem Grunde bei uns entstehen. Ich kann's anstellen wie ich will, ich bin doch schuld an unserem Ruin und daran, daß er sich zu Tode arbeiten muß. Das höre ich alle Tage. Gewiß, in seiner Weise hat er recht, ich vernünftige mehr, als er herbeischaffen kann, ich brauche fremde Leute zu allem, was andere Frauen in meiner Vermögenslage selber machen; aber soviel ich mich quäle, ich bekomme es doch nicht fertig und fühle mich in dem allen so wenig an meinem Plaze, wie nur möglich. Die Folge ist, daß mein Mann und ich uns je länger, desto mehr voneinander entfernen und daß die frühere Liebe sich immer rettungsloser verliert. Ach, hätte ich nie geheiratet und könnte meiner geliebten Kunst leben! Kannst du mir denn keinen Rat geben, wie ich aus diesem Konflikt herauskomme? Ich weiß mir nicht zu helfen.“

„Kind, Kind“, sagte ich tieftraurig, „was du mir da mitteilst, ist ja mehr als schrecklich! Aber wenn du sagst, du hast alles versucht, und kannst das in der Jugend Veräumnis nicht nachholen, so fange ich in deiner Stelle die Geschichte ganz vom entgegengesetzten Ende an, denn daß sie so nicht weitergehen kann, ist ja selbstverständlich. Ich würde gütlich mit meinem Mann reden und ihm vorschlagen, das unternehmen zu dürfen, wofür ich die nötige Ausbildung genossen habe, nämlich Privatstunden zu geben, den Haushalt aber, den ich nicht gelernt habe, nach meinen bisherigen Erfahrungen auch nicht mehr lernen werde, von einem sachverständigen und zuverlässigen anderen weiblichen Wesen besorgen zu lassen, überlege mir schon immer wen du ihm dafür vorschlagen könntest, irgend eine Verwandte oder gute Bekannte.“

Ella sah mich an, als erscheine ihr mein Rat wie eine Offenbarung aus einer andern Welt.

„Weißt du“, sagte sie, „dein Gedanke ist vorzüglich, wenn sich der durchführen ließe, dann wäre uns allen geholfen. Aber wie könnte ich meinen Mann dazu bewegen? Ich vertraue mich nicht, ihm damit zu kommen, du hast ja gesehen, er steht so voller Zündstoff, daß jedes Fünkchen eine Explosion herbeiführen kann.“

„Willst du, daß ich mit ihm rede?“ fragte ich resolut. „O, bitte, tue es“, bat die junge Frau leidenschaftlich. „Du rettetest das Lebensglück zweier Menschen.“

Ich nahm all meinen Mut zusammen und ging allein in das Zimmer, in welchem ich zuerst mit dem Ehepaar gegessen hatte. „Ella hat mir ihr Herz ausgeschüttet“, fing ich ohne weitere Einleitung an, „und ich empfinde tief mit ihr sowohl wie mit Ihnen. Mir scheint jedoch der Karren so rettungslos verfahren.“

„Das ist er allerdings“, bestätigte er dumpf, sich langsam vom Fenster nach mir umwendend.

„Dah ein völliger neuer Anlauf genommen werden muß“, vollendete ich unbedrückt meiner Satz. „Hören Sie, was mir als der einzige passierbare Weg dabei erscheinen will.“

Ich trug ihm meinen Plan vor und wenn er mich auch zweimal mit dem Einwurf unterbrach: „Soll das etwa ein Familienleben sein?“ so ließ er sich doch weniger unzugänglich finden, als seine Frau vorausgesetzt hatte. Er bequimte sich dazu, auf meine Vorschläge einzugehen und erklärte sich freiwillig bereit, bei einer verwitweten Tante anzufahren, ob sie das schwierige Amt übernehmen wolle, den verlobbten Hausstand wieder in Ordnung zu bringen.

Als ich am dritt nächsten Tage meine Reise fortsetzte, hatte ich die Genehmigung, die Umgestaltung der Dinge im Wiefischen Hause gesichert zu sehen, hatte auch noch die in den trübsamen Jahren lebende Tante persönlich kennen gelernt, deren bescheidenes, ruhiges, verständiges Wesen mir volles Vertrauen einflößte.

Ella war überglücklich. „Wenn ich denke, was für wahnsinnige Projekte ich entworfen habe, um dem unhaltbaren Zustande ein Ende zu machen“, sagte sie, „das zahmte war noch, daß ich meinem Mann heimlich weglassen und zu meinen Eltern zurückkehren wollte. Ein paarmal habe ich aber schon vor der Eisenbahnbrücke gestanden, um mich überfahren zu lassen, und vor dem Spiegelhaken um mich aufzuhängen.“

Ich schwieg über die Zukunft meiner Freunde beruhigt, von den wärmsten Dankesworten der wiedervereinigten Gatten begleitet. Wie seitdem aus ihren Karten ersichtlich ist, bewährt sich meine Idee großartig. Ella hat Stunden in Külle und Fülle, die Tante hält, was ihre vertrauensverwende Persönlichkeit verspricht, der Mann fängt an, Schulden abzusahlen: die neue Ordnung der Dinge stellt alle Beteiligten zufrieden. Die Lehre aber, die ich mir daraus gezogen habe und die ich auch namentlich den Müttern unter meinen lieben Lesefrühen recht warm ans Herz legen möchte, ist die: Verlasse dich doch niemand darauf, daß sich etwas so Unerlässliches, wie die Ausbildung für den wichtigen Beruf der Hausfrau, von selber finden werde. Greife doch jede Mutter ihre Töchter, auch wenn sie auf den Brotverdienst angewiesen sind, daß sie bei einer etwaigen Verheiratung nicht den Verwirrungsstachel anstoßen müssen: Ich bin in diesem Posten einmal nicht auf meinem Plaze.

für's Haus

Mandelbröckchen.

125 Gramm Butter werden schaumig gerührt, gibt 20 Gramm Zucker 90 Gramm feingewiegte Mandeln, die abgeriebene Schale einer Zitrone und ein Ei darein, dieses zusammenarbeiten, den Teig ausgerollt, rund ausgeföhren, mit Eigelb bestrichen und bei mäßiger Hitze gebacken.

Anisstollen.

Von 2 Pfund Mehl macht man ein kleines Dampferl von etwa 5 Pfennig Gese, läßt es gehen, dann tut man 1/4 Pfund Butter, 1/4 Pfund Zucker und 2 Eier hinein, macht den Teig fertig mit 1/4 Liter Milch und etwas Anis, läßt ihn so 2 Stunden gehen, formt einen Kipf daraus und backt ihn mäßig. In Scheiben geschnitten und Gebädt, halten sie lange.

Feierstunden

Blätter für Unterhaltung und Belehrung.

Nach langen Kämpfen

Den Erinnerungen eines Detektivs nachgefolgt von G. H. Wood.

23
Foster stand auf und war im Begriffe, zu gehen, als Gertrud ihn zurückhielt.

„Ich möchte Sie nach Howard fragen“, sagte sie.

„Er ist in seiner Pension nicht zu finden, und ich weiß nicht, wohin er gegangen ist.“

„Ah, Sie haben ihn also nachgefolgt? Das ist echt weiblich. Sie können mich als verantwortlich für seine Anwesenheit ansehen. Er ist nach Lynn gegangen und beabsichtigt, bei seiner Schwester zu bleiben, bis ich ihm gute Nachrichten von Ihnen sende.“

„Ich wünschte sehr, ihn zu sprechen.“

„Soll ich nach ihr senden?“

„Nein, ich will selbst sehen, denn dort kann ich besser mit ihm sprechen.“

„Wie Sie wünschen.“

Im nächsten Augenblick war Foster auf der Straße, auf dem Wege nach dem schon erwähnten V.-L.-Klub. Kann hätte er das Gebäude erreicht, als er einen groß gewachsenen Mann von dunkler Gesichtsfarbe erblickte, welcher die Stufen hinaufstieg und eintret.

Foster verlangsam seine Schritte und wartete, bis er überzeugt war, daß der Fremde die beiden Treppen zum Klub hinaufgestiegen war, dann folgte er ihm lähn nach.

Oben angekommen, zog er die Glocke. Es dauerte einige Zeit, bis die Türe geöffnet wurde, dann stand er Gretham gegenüber.

„Ah!“ rief dieser und schloß die Türe halb wieder, als er den Ankömmling erkannte.

„Ich hoffe, Sie sind nicht erschrocken, Herr Gretham, ich bringe keine Verhaftungsbefehl für irgend jemand“, rief Foster trocken.

„Ah! Welchem Umstand verdanke ich die Ehre dieses Besuches?“ fragte der Advokat.

„Ich möchte gern noch eine Unterredung mit Ihnen haben.“

„Kannst du in diesem Augenblick! Ich bin anderweitig beschäftigt!“

„Haben Sie einen Besuch außer mir?“

„Ja, mein Herr.“

„Schadet nichts, wenn Sie nur einen haben. Ich sah ihn herein kommen. Wenn ich nicht irre, ist es Jerome Munro, und in diesem Falle wäre es mir sehr angenehm, auch ihn sprechen zu können.“

Gretham stieß einen Ruf der Überraschung aus. „Aho, ich denke Sie irren sich.“

„Aber Foster unterbrach seine beabsichtigte Ablenkung durch eine gebieterische Handbewegung. „Machen Sie sich nicht die Mühe, die Anwesenheit Munros zu leugnen. Ich sah ihn eintreten und wünsche

sehr, ihn zu sprechen. Was haben Sie dagegen? Fürchten Sie sich vor mir?“

„Nein, warum sollte ich Sie fürchten? Kommen Sie nur herein. Aber ich hoffe, Sie werden uns nicht lange aufhalten, denn Herr Munro hat eine wichtige Prozeßangelegenheit mit mir zu besprechen.“

Gretham führte Foster in nervöser Hast durch einen Saal des Klubs in das kleine, früher beschriebene Schreibzimmer.

Wie Foster erwartet hatte, war Munro bereits zugegen und saß in einem Sessel.

Als Foster eintrat, warf Munro ihm einen scharfen, ärgerlichen Blick zu.

„Das ist ein — ein Freund, Herr Munro, ein — ein Detektiv, von welchem Sie ohne Zweifel schon gehört — haben, Herr Foster!“ stotterte Gretham. Munro zog die Stirne zusammen, und seine kohlschwarzen Augen begegneten dem kalten Blick Fosters mit furchtlosen Tropfen.

Er antwortete auf die Vorstellung Grethams auch nicht mit einem Kopfnicken und harrete eine Weile vor sich hin, als ob er seine Gleichgültigkeit zeigen wolle.

Aber Foster ließ sich davon nicht beeinflussen. Er trat rasch auf Munro zu und ließ seine Hand mit ziemlicher Stärke auf die Schulter desselben niederfallen.

„Ich habe eine besondere Mitteilung für Sie, Jerome Munro!“ rief er.

Der andere sprang mit zornig funkelnden Augen auf. „Was sollen diese Beleidigungen heißen?“ rief er.

„Ich habe keine Beleidigung beabsichtigt. Ich wollte nur Ihre Aufmerksamkeit auf mich lenken, da Sie bei Herrn Grethams Vorstellung soviel Gleichgültigkeit entwickelt haben. Wer, bitte, lassen Sie sich nicht führen.“

Munro starrte einen Augenblick Foster mit wildem Blide an und sagte:

„Ich bin bereit, zu hören, was Sie mir zu sagen haben, wenn Sie nicht zu viel von meiner kostbaren Zeit in Anspruch nehmen.“

Foster hielt seine Augen auf die Miene des Schurken gerichtet und rief in strengem Ton:

„Ich habe einige Fragen an Sie zu richten über die schöne und unschuldige Frau, die Sie gestern Abend einem schrecklichen Schicksal überliefert haben.“

XXVII

Munro erblickte plötzlich und starrte Foster mit sprachlosem Erstaunen einen Augenblick an, dann brachte er hervor:

„Was — was wollen Sie mit der Beschuldigung sagen?“

„Ich denke, Sie verstehen Sie genügend, ohne

daß ich vor einer dritten Person Einzelheiten zu erwähnen brauche," erwiderte Forster.

Munro schwieg, er sah bald den einen, bald den anderen an, und wartete augenscheinlich auf die weitere Entwicklung.

Erstlich sagte Forster:

„Ihr Name ist Jerome Munro, nicht wahr?“

„Ja,“ erwiderte der Andere.

„Wer ist dann Philipp Roth?“

„Ich — ich weiß es nicht.“

„Warum leugnen Sie das, was Sie doch wissen müssen? Sie werden es vorteilhafter finden, streng bei der Wahrheit zu bleiben. Ich bin nicht hierhergekommen, um Sie zu verhaften, obgleich ich damit nur der Gerechtigkeit einen Dienst leisten würde, aber ich erwarte Höflichkeit von Ihnen und eine aufrichtige Antwort auf diese Frage. Wollen Sie mir diese geben?“

Munro schien in tiefes Nachdenken versunken zu sein, dann begegnete er trotziger wieder Forsters Blicken und sagte:

„Ja, ich will Ihre Frage beantworten.“

Forster war erkannt über die anscheinende Begeisterung von Seiten des Schurken.

„Das ist alles, was ich verlange, wünschen Sie, daß Herr Gresham bei unserer Unterredung zugehört?“

„Auf jeden Fall und er soll auch daran teilnehmen, wenn er es für nötig findet.“

„Sehr gut. Also erstens: Haben Sie nicht vor kurzem ein junges Mädchen in New-York geheiratet, wobei Sie den Namen Philipp Roth annahmen?“

„Ja.“

„Sie haben Sie verlassen, und als Sie bemerkten, daß sie Ihnen nachgefolgt war und Ihnen Verlegenheiten verursachen konnte, haben Sie Maßregeln getroffen, um sich derselben für immer zu entledigen.“

„Das war nicht meine Absicht, die Heirat war nicht gesehlich gültig.“

Forster unterbrach ihn, indem er lebhaft mit dem Fuße aufstampfte.

„Das ist falsch, die Zeremonie war gesehlich, das kann bewiesen werden.“

„Gleichviel, wir wollen nicht darüber streiten.“

„Dennoch treffen Sie jetzt Vorbereitungen, um eine andere junge Dame an ihrer statt zu heiraten.“

„Nun ja, das weiß ich.“

„Wollen Sie Ihre Absicht durchführen?“

„Meine Absichten sind ziemlich schwach, glaube ich.“

„Dann haben Sie also den Plan aufgegeben?“

„Einen Teil derselben — ja.“

„Und Sie beabsichtigen, noch immer einen Teil Ihrer Pläne auszuführen?“

„Ja.“

„Wozu bestehen diese?“

„Rache.“

„Wer wird das Opfer derselben sein?“

„Der Aldermann Brandon.“

„Hat er Ihnen Unrecht zugefügt?“

„Er hat mich betrogen.“

„Erklären Sie sich.“

„Er versprach mir seine Tochter zur Frau, dann erlaubte er ihr, sich mit einem andern zu verloben, wodurch meine Aussichten nahezu vernichtet wurden.“

„Wann hat er diese Uebereinkunft mit Ihnen geschlossen?“

„Als seine Tochter noch ein Kind war, vor 18 oder 19 Jahren.“

„Wann hat Brandon Ihnen ein so unsinniges Versprechen gegeben?“

„Wir waren damals Freunde, und ich bat ihn darum.“

„Ein sonderbares Verlangen für einen jungen Mann.“

„Mag sein, aber Brandon war in guten Verhältnissen, und ich war arm. Ich glaubte, es wäre ganz gut, auf diese Weise meine Zukunft zu sichern.“

„Wieder ein unsinniger Grund.“

„Das ist so. Natürlich hat keiner von uns damals großen Wert auf den Vertrag gelegt, aber, nachdem das Kind jetzt erwachsen und eine schöne Gesellschaftsdame geworden ist, sehe ich die Sache mit anderen Augen an.“

„Gut, fahren Sie fort. Brandon wäre über ein solches Versprechen schwerlich in solche Aufregung geraten, wie in letzter Woche, wenn Sie nicht eine Nacht hätten, durch die Sie ihn zur Erfüllung zwingen können. Hier liegt ein Geheimnis zwischen Ihnen beiden, das ich ergründen will.“

„Ihre Neugierde wird befriedigt werden, obgleich Aldermann Brandon und seine Tochter eher alles, was sie besitzen, darum geben würden, damit ich es Ihnen nur nicht enthüllen würde. Ihrer Bitte entsprechend, werde ich mit der Erfüllung meiner Rache beginnen.“

„Weiter, weiter.“

„Ich werde Ihnen eine kleine Geschichte erzählen, sehr kurz, einen Auszug von Brandons Lebensgeschichte, die er gern in Vergessenheit begraben würde.“

„Machen Sie Ihre Erzählung so kurz wie möglich.“

„Nur wenige Worte sind nötig.“

Munro zögerte einen Augenblick, als ob er sich einiger Umstände erinnern wollte, die seinem Gedächtnis entfallen waren, dann sagte er:

„Brandon, Freund Gresham hier, ein junger Mann namens Frank Jordan und ich besuchten alle dieselbe Rechtsschule, und zwar zu gleicher Zeit, und waren gute Freunde. Brandon und Jordan lebten damals ein bißchen wild, aber Gresham und ich hielten immer unsere Absätze rein, wenn wir auch keine Tugendmuster waren.“

„Eines abends waren wir alle ausgegangen um eine Rundreise leichtsinniger Art zu machen. Seit fast einem Jahr war Brandon sehr mäßig in seinen Gewohnheiten gewesen, da er kurz zuvor geheiratet hatte, aber Jordan veranlaßte ihn, bei dieser Gelegenheit uns zu begleiten, und noch vor Mitternacht waren sie ziemlich stark betrunken. Gresham und ich waren, wie gewöhnlich, mäßig geblieben. Wir waren beisammen in einem Privatzimmer, in einem Etablissement der Breitenstraße und spielten Karten. Da entstand zwischen Brandon und Jordan Streit, und der letztere, der von hitziger Gemütsart war, trieb eine Beleidigung aus. Sein Gegner sprang auf, bleich vor Wut. Ehe Gresham und ich es verhindern konnten, ergriff Brandon seinen schweren Stock und versetzte Jordan einen furchtbaren Schlag über den Kopf, so daß Jordan leblos niederfiel. Wir beugten uns über ihn und versuchten, ihn wieder zur Besinnung zu bringen. Aber Sie können sich unseren Schreck denken, als wir sahen, daß der junge Mann tot war.“

Wir wußten nicht, was wir tun sollten, aber es gelang uns, die Leiche zu verbergen, und sie später ganz beiseite zu schaffen. Brandon war während der Zeit außer sich und wußte nicht einmal, was wir mit seinem Opfer taten. Wir waren übereingekommen, das Verbrechen zu verschweigen, und da Jordan keine Verwandten hatte, welche eine Nachforschung veranlaßt hätten, kam die Sache garnicht ans Tageslicht. Damals war es, daß Brandon mir die Hand seiner Tochter versprach, unter der Bedingung, daß ich sein schreckliches Geheimnis verbergen werde.“

Forster hörte diese Enthüllung zu, ohne die geringste Unterbrechung. Als Munro geendet hatte, wandte sich Forster an Gresham und sprach:

(Schluß folgt.)

Der verschwundene Klavier-Schlüssel.

Humoreske von Clara Dusterhoff.

(Schluß.)

Da trat Doktor Emmer auf den Plan und rettete den so heiter begonnenen Abend. „Wenn es den Herrschaften recht ist,“ äußerte er bescheiden, „so biete ich mich Ihnen als Rüdenbüßer an. Ich habe zufällig einen Reiterband in der Tasche meines Ueberziehers und ich bin bereit, Ihnen, wenn Sie wollen, einiges von meinem berühmten Landmann vorzulesen.“

O, der Alp, der den Wirten und den meisten Gästen vom Herzen fiel! Mit tausend Dank nahm man allseitig sein freundliches Anerbieten an, und während der Doktor seinen Reiter hereinholte, ordnete sich alles erwartungsvoll auf den verschiedenen Sitzgelegenheiten — Plätschen mit einem unaussprechlichen Triumphgefühl in ihrer schwarzen Seele.

Und nun begann der „Reiter in der Rot“, seine sorgfältig vorbereitete Ansprache aus der „Stromtid“ zum besten zu geben und festelte seine Zuhörer damit in solchem Grade, daß der verschwundene Schlüssel schnell vergessen war oder höchstens noch ein dankbares Andenken fand — nämlich für sein rätselhaftes Verschwinden.

Doktor Emmer's Begeisterung wuchs bei dieser sozujagen atemlosen Aufmerksamkeit rundum mit jeder Viertelstunde, und je mehr sie zunahm, desto unwiderstehlicher riß er sein Auditorium mit sich fort. Nicht selten wurde er durch Beifallsstürme unterbrochen und mußte eine erzwungene Pause machen. Er fühlte sich als Held des Abends, und war es auch.

Für niemanden freilich so unbedingt wie für Plätschen Albrecht. Sie war so ergriffen von seiner meisterhaften Leistung, daß sie nicht wie die übrigen lauten Beifall spenden konnte; die Töne aber, die er an den schönsten Stellen in ihren ausdrucksvollen Augen schimmernd sah, galt ihm mehr als das rauschende Lob der andern.

Kurz und gut: Der Doktor geleitete als würdigen Abschluß des Festes in seiner Dankbarkeit das junge Mädchen nach Hause, das ihm durch seine List einen mächtigen Triumph ermöglicht hatte. Sobald sie seinen Laufger mehr in der Nähe hatten, fragte er sie: „Was haben Sie mit dem weggekaperten Schlüssel angefangen?“

„Im Vorzimmer hoben in den Faltten der Gardine gesteckt,“ betannte sie lachend. „Haben Sie meine Kriegsklist doch beobachtet?“

„Wie sollte ich nicht! Und ich war Ihnen von Herzen dankbar dafür!“

Als die beiden eine halbe Stunde später Abschied voneinander nahmen, waren sie ein verlobtes Paar — dank dem verschwundenen Klavier-Schlüssel!

Nicht am richtigen Platze.

Skizze von Clara Dusterhoff-Berlin.

Wenn jemals die Verbindung zweier Menschen aus idealer Liebe geschlossen wurde, so war es die meiner Cousine Ella mit ihrem Musiklehrer Edmund Wiese. Sie waren tatsächlich durch die Begeisterung für die Kunst zusammengeführt worden, er ein enthusiastischer Wagneranbeter, sie, an Jahren bedeutend jünger ihm, die gelehrigste und begabteste seiner Schülerinnen in einem namhaften Berliner Musikinstitut.

Sie wollte sich auf den Rat all ihrer Lehrer zur Klavier-Virtuosin ausbilden lassen, nebenbei aber zur Gewinnung ihres Lebensunterhalts (denn ihre Eltern lebten in bescheidenen Verhältnissen) Musikunterricht erteilen. Als sie schon auf dem besten Wege dazu war, kam die Liebe und machte einen Strich durch die Rechnung. Ella und Edmund traten nach kurzem Brautstand in den Stand der heiligen Ehe.

Wie werde ich die hochfliegende Kunstschwärmerin vergessen, die auf dieser eigenartigen Hochzeit von allen Seiten zum Ausdruck gebracht wurde, wie auch die verzückte Miene, mit der die Braut mit beim Abschied zurief: „Du mußt bald kommen“, die unser Nischen anzusehen, in dem es von Harmonien klingen und tönen wird, wie sie aus keinem Nachtigallenstich schöner ertönen können. Ich schreibe dir eine ausdrückliche Einladung, so bald ich mich in meinem neuen Pflichtenkreis etwas eingelebt habe.“

Sie reisten ab: Edmund Wiese hatte an einer auswärtigen Musikschule eine gutdotierte Stelle angenommen. Ich freute mich darauf, sie besuchen und Zeugin eines voraus-

sichtlich so überaus harmonischen Eheglücks sein zu dürfen. Allein, der Mensch denkt — Gott lenkt! Das ersehnte Einladungs-Schreiben kam und kam nicht. Briefe, oder vielmehr Ansichtskarten, denn fürs Briefschreiben konnte Ella Wiese sich nie erwärmen, kamen in Fülle. Was aber auf denen Wiese herrschende Harmonie keine Schlüsse gaben. Mir kam's indessen vor, als klangen sie nach und nach bedenklich kühler, und als ich mein Ansichtskartenalbum dahin durchforschte, und Ella's erste Karten mit den späteren und den letzten verglich, wurde mir diese Wahrnehmung unabweislich bestätigt. Hier und da brach sogar ein ihr völlig fremder Beifallsruf durch.

Mir ahnte nichts Gutes. Ella war eine so durchsichtige, ehrliche Natur, daß ihr jede Stimmung sofort anzuwachen war, und das gesellschaftliche Vergessen ihrer damaligen Einladung sah an sich verdächtig genug aus.

Um mir Klarheit zu verschaffen, riefte ich im dritten Jahre nach ihrer Hochzeit meine Sommerreise so ein, daß ich ihren Wohnort passieren mußte, und fragte bei ihr an, ob ich sie auf der Durchreise besuchen dürfte. Umgehend traf eine ersehrte Karte ein, die meinen Besuch herzlich willkommen hieß, mich aber bat, nicht nur auf der Durchreise, sondern für mehrere Tage ihr Gast zu sein.

Diese offenbare Freude bewogte mich. Ich fand mich zur festgesetzten Stunde auf ihrem Bahnhof ein, den beiden Gasten mit Wärme begrüßt. Meine Beforgnis schwand immer mehr und verlor sich fast ganz, als ich ihr „harmonisches Nest“ betrat und den Hauch von Kunst- und Schönheitsstöße empfand, der darin herrschte.

Hier erkenne ich das kunstliebende Brautpaar von vor drei Jahren wieder,“ rief ich ganz entzückt aus. „Seine Karten, Ella, klangen mir manchmal etwas nüchtern und ließen mich fürchten, Euer damaliges Feuer habe den fortgeschrittenen Wasserstrahlen des alltäglichen Lebens doch nicht widerstehen können.“

Ich erschrak über die Wirkung dieser harmlos hingeworfenen Meinerung: Ella bestete einen verhöhlenden Blick auf ihren Mann und vertiet durch ihre ganze Haltung peinliche Verlegenheit; der Mann aber wendete sich jäh um und trat ans Fenster.

„Das Alltagsleben läßt ja freilich manchmal einen stark ernüchternden Einfluß aus,“ bemerkte er trocken und, wie mir's klang, etwas scharf.

„Ohne Zweifel; Kunst und Liebe jedoch haben einen über solchen Ernüchterung immer wieder hinweg,“ entgegnete ich in warmem Tone, immer bemüht, den Mißklang, den ich verschuldet zu haben schien, harmonisch aufzulösen.

„Man sagt so,“ gab er stark pointiert zurück. „Zum Alltagsleben gehört aber doch allerhand mehr als Kunst und Liebe.“

Ella rutschte unruhig auf ihrem Stuhle hin und her. „Vor lauter Freude, dich zu sehen, vergesse ich ja aber ganz, dir einen Imbiß anzubieten,“ rief sie plötzlich lebhaft und sprang auf, mich an der Hand mit sich hinausziehend.

„Du hast aber ein ausgelegtes Bech,“ sagte sie leise, sobald sich die Tür hinter und geschlossen hatte. „Mir lag sogleich daran, dich über allerhand Dissonanzen, die sich hier bei uns eingeschlichen haben, hinwegzutäuschen. Ich sehe, daß das ein vergebliches Bemühen ist. Was ist auch schließlich daran gelegen. Du mußt nämlich wissen, daß wir garnicht glücklich miteinander leben,“ strömte es dann plötzlich wie der Aufschrei eines gequälten Herzens unaufhaltsam über ihre Lippen, während sie mich an einen gedeckten Tisch führte, den ich natürlich vor Schreck und Mitleid unangerührt stehen ließ, ohne daß sie es merkte.

„Das ist ja furchtbar,“ stammelte ich.

„Das ist es auch,“ fuhr sie fort. „Edmund ist ein herzenguter Mann, aber ich passe nicht für ihn, ich kann die Anforderungen nicht erfüllen, die er an seine Frau stellt, die zu stellen er ja wohl auch berechtigt sein mag, nur daß ich nicht dafür erzogen worden bin. Du weißt, was das Ideal meiner Eltern war: ich sollte imstande sein, mich durch eigene Arbeit zu ernähren, ohne Vermögen zu besitzen und ohne auf eine Verheiratung angewiesen zu sein, die mir vielleicht nichts weniger als lieb wäre. Nun, du weißt auch, wie ich dafür studiert habe, wie ich meine Kunst geliebt habe. Ich hatte Tag und Nacht keinen Gedanken außer der, hatte neben ihr für nichts Zeit. Da kam das Unglück, daß ich mich zu Edmund so hingezogen fühlte, wie er sich zu mir, und daß wir uns heirateten. Wir